

Zu unsern Bildern von Ernst Schweizer

Autor(en): **M.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572364>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dahin. Frau Landvögtin Balthasar hält die Hand auf der Rutische, Spörri auf dem Pferd. Die kleinen Gläubiger, die ab und zu ihre Stimme laut werden lassen, werden von dem nervös gewordenen Rat barsch zur Ruhe gewiesen. Monsieur de Chouppes hat ein königliches Patent vorzuweisen, das bezeugt, daß seine Angelegenheiten gut stehen. Aber die Situation wird schließlich doch unerträglich. Man denke sich, das ganze kleine Städtchen seit so langen Jahren durch einen Mann in atemloser Spannung und Besorgnis gehalten! Die Zeit war sich ihrer Nerven ja schon bewußt. . . .

Zu guter Letzt stellte man ihm das Ultimatum. Und siehe da, Chouppes machte einen überraschenden Vorschlag. Er selbst wollte nach Frankreich reisen, den Gang der Geschäfte zu beschleunigen suchen, um nach sechs Wochen mit vollen Händen wiederzukommen. Seine Gemahlin gedachte er unter obrigkeitlicher Protektion in Baden zu lassen, ebenso sein königliches Patent. Man atmete in Baden auf. Schon sah man die Goldstücke aus den verschwenderrischen Aristokratenhänden niederregnen. Schnelligst wurde eine Kommission eingesetzt, die in aller Eile kopierte, registrierte, tagierte; denn am 1. Dezember 1786 mußte der Chevalier in Paris sein. Er machte den eiteln Versuch, seine Gemahlin mit sich zu führen. Aber einstimmig widersetzten sich die Badener. Diese kostbarste Garantie wollten sie sich nicht nehmen lassen.

Ende November brach der Chevalier auf, mit reichlichen Aktefen über seine Vermögensverhältnisse und seinen

Reisezweck versehen. Wie mußte dem armen Mann zu Mute sein, als er aus den Toren des Städtchens wanderte, wo er sich während sieben Jahren so wacker herumgeschlagen hatte! Wahrlich, wir dürften es ihm nicht verdenken, wenn er im Glanz des wiedergewonnenen Freiheitsgefühles den stillen Entschluß gefaßt hätte, niemals wiederzukommen! Aber saß nicht noch die in den verlassenen Mauern, um deretwillen er sich in dieses abenteuerliche Leben verstrickt hatte. . . .

Hier müssen wir von dem Chevalier und seiner Gattin Abschied nehmen. Losgelöst von dem wunderbar wirren Hintergrund, auf dem wir sie gesehen haben, verschwinden ihre Gestalten in der Gewitternacht der Revolution. Ob sie darin untergingen?

Wir wissen es nicht.

Aber wir wissen, daß M. de Chouppes seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen ist. Höchst wahrscheinlich lag es nicht mehr in seiner Macht. Er war in ein Land zurückgekehrt, das von den ersten Hammerschlägen des Umsturzes widerhallte. Schon umjubelte das Volk das Parlamentgebäude, in dem die alte Steuerordnung aufgehoben wurde. Die Gerichte von diesen Geschehnissen drangen wohl auch nach Baden. Der Rat gab seine Beschützerrolle auf. Einem Gläubiger nach dem andern gestattete er, das Faustpfand zu verkaufen. In bewunderungswürdiger Hoffenseligkeit harreten einzelne noch aus. Die letzten verfilberten ihre Pfänder vier Tage vor der Erstürmung der Bastille, am 10. Juli 1789.

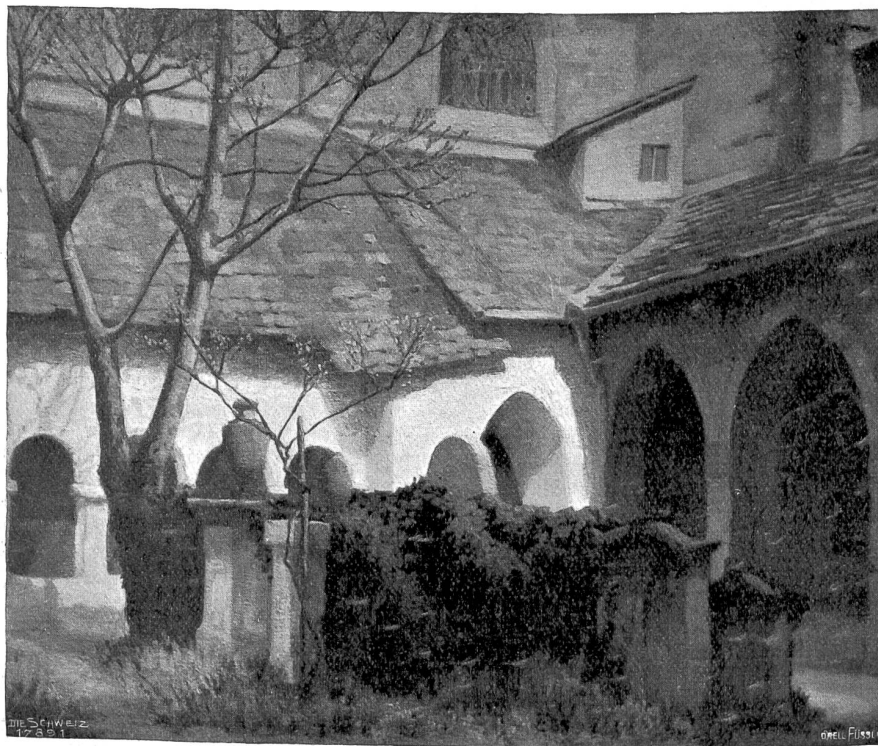
Dr. Augusta Weldler-Steinberg, Littenweiler.

Zu unfern Bildern von Ernst Schweizer.

(Zwei Kunstbelegungen und neun Reproduktionen im Text).

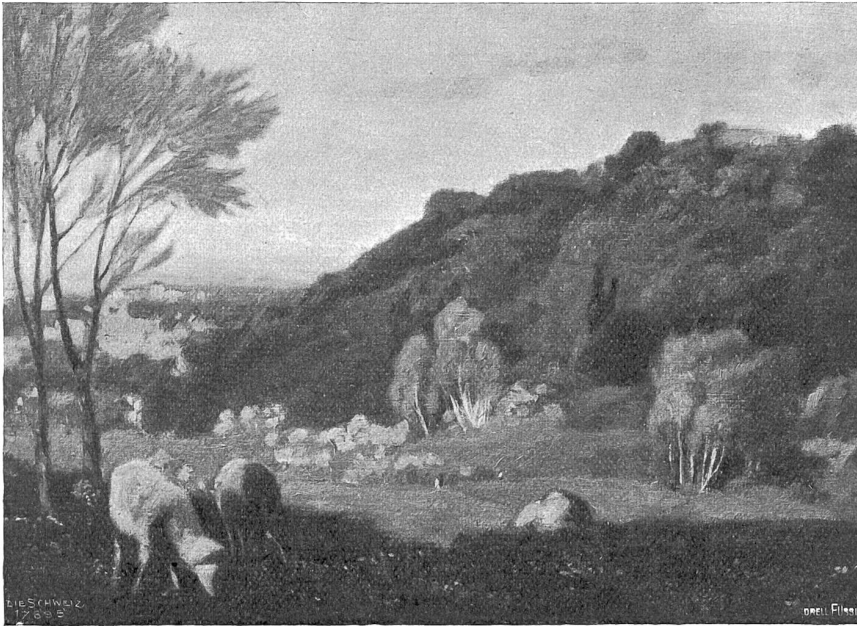
In der Stimmung zart und satt, malerisch weich im Vortrag und ruhig geschlossen im Aufbau, so geben sich die neuesten Werke des Zürcher Künstlers Ernst Schweizer. Es spricht aus ihnen die Persönlichkeit eines feinen Poeten und Träumers, dem vor allem die Darstellung des beruhigten Seins, der stillen, durch Stimmung getragenen Schönheit am Herzen liegt. Schon die Wahl seiner Stoffe ist hierfür bezeichnend: ein paar Birken, die im Goldkleid der letzten Blätter wehmütig, zum Sterben geneigt in der herbstlichen Weite stehen, ein weich gebreiteter, von sanften Winden und zarten Lichtern umspielter Hügel, ein verlassener Klosterhof, eine verträumte Fontäne im goldig verklärten Parke einer römischen Villa oder ein in die fatten Klänge des Abends aufgelöstes Mädchenbild — alles Vorwürfe recht nach dem Herzen eines Dichters. Die Vorliebe für das Poetisch-Romantische hat sich von Anfang an in Schweizer's Werken geltend gemacht, nur mußte sich der schönheitsdurstige junge Künstler erst durch übermächtige Eindrücke hindurcharbeiten, die ihm besonders auf seinen langen

Studienfahrten in Italien entgegentraten, ehe er sich zum persönlichen Ausdruck, zur stilistischen Eigenart, wie wir sie an seinen jüngsten Werken erkennen, durchringen konnte. Während sich noch im Heiligen Hain von 1903 (S. 96) Reminiszenzen an Böcklin geltend machen, zeigen Bilder wie die Landschaft bei Zürich



Ernst Schweizer, Zürich.

Der alte Fraumünsterfriedhof in Zürich (1907).



Ernst Schweizer, Zürich.

Frühlingslandschaft bei Rom (1905).

(S. 97) oder die Birken unserer ersten Kunstbeilage eine durchaus persönliche Note im Einklang von Komposition, Technik und Empfindung. Immer mehr tritt neben den zeichnerischen Qualitäten, wie wir sie etwa an dem die Struktur der harten Felspartien und der zähen Eismassen vorzüglich wiedergebenden Bild des Obern Grindelwaldgletschers sehen (S. 98), das rein Malerische in den Vordergrund. Eine sehr leichte Farbenskala und ungemein weiche und fließende Töne sind

studien, die wir leider hier nicht reproduzieren können.

Ernst Schweizer gehört noch zu den Jungen unter unsern Künstlern, seine Kunst hat ihre schönsten Blüten noch vor sich; aber was wir bereits von ihm besitzen, ist wohl geeignet, diesem lyrischen Maler viele Freunde zu gewinnen. Seine Bilder sind von der Art derer, die man gern in lieben und schönen Räumen mit sich hat, um in träumerischen und stimmungsvollen Stunden darin Einkehr zu halten.

M. W.

Phantasia in Rot.

Von Elisabeth Görres, Nizza.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Komm, tu dir roten Mohn in die Haare, Madonna; ich will eine Phantasia in Rot dichten!“

Wir liegen auf einem Blumenhügel in buntem graziosen Unkraut. In der roten Heide rascheln blitzblanke goldene Eidechsen und blaue Schlangen, und in den flammgelben Kornfeldern gleitet die Abendsonne. Weit unten am blauen Horizont, wo der blaue Fluß geht, sind altmodische graue Häuserchen mit dunkelroten Ziegeldächern. Mit schläfriger Freundlichkeit blinzeln sie zu uns herauf über gelben Weizen und blaue Lupinen. Von dem blaublitzenden Zwiebeltürmchen der altertümlichen Kirche läutet es Feierabend, und die Sonne wird sanfter und purpurner.

„Komm, Mohn holen... An der Klostermauer wächst er so rot wie sündige Gedanken! Und dann erzähl' ich dir was...“

Wir laufen nach der Ruine und raufen große Büschel Mohn von verfallenen Gräbern, an dem eingesunkenen Portal, unter zerbröckelnden grauen Heiligen, an denen die Abendsonne in Gold und Scharlach herabirnt. Wir stecken der sanften Maria in ihrer brennendblauen Nische ein paar rote Blumen ins Haar, und Georgie meint, jetzt lächle sie lachend, fast ein wenig sündinnenhaft.

Auf einem Grabe steht eine wunderschöne Zypresse, ganz merkwürdig schön und erhaben, als ob sie viel sagen könnte. In ihren traurigen Zweigen singt ein Pirol.

Wir werfen uns in ein Meer von rosigem Schierling nieder.

„Hör den Vogel; das ist Viktorins Seele!“ sagt Geor-

gie; „da muß Viktorin begraben sein! Die Zypresse ist wie sie so schön und so schlank und fein und traurig...“

„Wer ist denn Viktorin, Georgie?“ frag' ich ihn.

„Die schöne Nonne mit den roten Haaren, die hier immer Feuermohn pflückte für die blaue Maria. Weißt du das nicht?“

„Aber, Georgie, Nonnen haben doch die Haare abgeschnitten und einen Schleier darüber! Wie weißt du denn, daß sie rote Haare hatte?“

„Das weiß ich nicht; aber sie hatte sicher welche. Stör' mich nicht, Madonnetta! Sie hatte rote Haare — ja — und man schnitt sie ihr ab — viele rote Haare! Sie lagen auf den grauen Fliesen wie Ströme von rotem Blut, und der blasse Priester, der dabeistand, als sie sie weigten in ihren schneeweißen Gewändern, der mußte immerfort hinschauen, und mitten in seinen lateinischen Litaneien murmelte er singend: ‚Wie rotes Blut!‘ Aber es merkte es niemand; denn alle sahen sie auf die schöne, schöne Viktorin in ihren weißen Brautschleiern, und die kleine Rechtthildis, die lustige Nonne mit dem braunen Vogelgesicht und den sinken Augen, die dachte wohl heimlich: ‚Trüchte Viktorin, geht man hinter Klostermauern, wenn man so jung und so schön ist...‘“

„Warum war sie denn hineingegangen, Georgie?“

„Ihr Vater, der Marquis, war ein großer Sünder gewesen, Veronika, und ihre Mutter, die Marquise, eine große Sünderin: sie ging, um für sie zu beten und ihre Seelen vom ewigen Feuer zu lösen...“